

Der Priester ließ seinen Blick über mein blasses Gesicht, über Lous grausige Narbe am Hals, Cocos dumpfen Ausdruck gleiten. Über die dunklen Ringe unter unseren Augen und unsere eingefallenen Wangen. Dann riss er sich davon los und schaute starr in die Leere.

»Was tut das zur Sache? Ihr braucht etwas zu essen. Ich habe zu essen da. Ihr braucht einen Platz zum Schlafen. Ich habe leere Kirchenbänke.«

»Die meisten anderen Kirchenmänner würden uns nicht willkommen heißen.«

»Die meisten anderen Kirchenmänner würden nicht mal ihre eigene Mutter willkommen heißen, wenn sie sich versündigt hätte.«

»Nein. Aber verbrennen würden sie sie, wenn sie eine Hexe wäre.«

Er lächelte süffisant. »Bist du darauf aus, Junge? Auf den Scheiterhaufen? Soll ich der sein, der deine göttliche Strafe bemisst?«

»Also, ich glaube«, mischte Beau sich von der Tür her ein, »er will nur darauf hinweisen, dass *Ihr* aufseiten der Kirche steht – oder seid etwa *Ihr* hier der Sünder? Wäre es möglich, dass *Ihr* unter Euresgleichen unerwünscht seid, Pater Achille?« Demonstrativ betrachtete er die Verwahrlosung um uns herum. »Ich ziehe ja nur ungern voreilige Schlüsse, aber unsere geliebten Kirchenfürsten hätten sicherlich dafür gesorgt, dass eine solche Bruchbude instand gesetzt wird.«

Achilles Blick verfinsterte sich. »Gib acht, was du sagst.«

Bevor Beau ihn weiter provozieren konnte, schritt ich ein, indem ich meine Arme ausbreitete, ungläubig, frustriert ... und überhaupt. Die unerwartete Freundlichkeit dieses Mannes schnürte mir die Kehle zu. Ich konnte sie mir nicht erklären. Das war einfach unmöglich. So grauenhaft Lous Bild von der kannibalischen Spinne, die uns in ihr Netz lockte, auch war, es schien immer noch wahrscheinlicher als die Vorstellung, dass ein Priester uns Zuflucht bot. »Ihr wisst, wer wir sind, Ihr wisst, was wir getan haben. Ihr wisst, was passieren wird, wenn man dahinterkommt, dass Ihr uns Unterschlupf gewährt habt.«

Einen Moment lang musterte er mich mit unergründlichem Blick. »Dann sollte niemand dahinterkommen.« Darauf machte er kehrt und stapfte mit einem Donnerbrummen Richtung Küchentür. Auf der Schwelle zögerte er und betrachtete die Schüssel, die Beau in Händen hielt. Im Nu hatte er sie an sich genommen und reichte sie ungerührt von Beaus Protesten mir. »Ihr seid doch noch Kinder«, murmelte er und gab mir die Schale, ohne mich anzuschauen. Mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen. Er richtete seinen Umhang, rieb sich den Nacken und nickte Richtung Eintopf. »Kalt schmeckt er nicht.«

Dann drehte er sich um und stürmte aus der Kirche.

GELIEBTE FINSTERNIS

Lou

Finsternis.

Sie hüllt alles ein. Hüllt mich ein, schnürt mich ein, drückt mir Brust, Kehle, Zunge zusammen, bis wir eins sind und sie *ich* ist. In ihrem Zentrum gefangen, in ihren Tiefen ertrinkend, falle ich in mich zusammen, bis ich nicht länger existiere. Ich bin die Finsternis. Geliebte Finsternis.

Es schmerzt.

Dabei dürfte ich gar nichts empfinden, auch keinen Schmerz. Ohne Gestalt bin ich, noch nicht erschaffen, ein Fünkchen inmitten der Schöpfung. Ohne Form. Ohne Leben, Organe oder Gliedmaßen, die ich kontrollieren könnte. Ich sehe nichts, ich atme nicht – die Finsternis macht mich blind. Der Druck erhöht sich mit jeder Sekunde, die vergeht, würgt und erstickt mich, bis er mich zerreißt. Nicht mal schreien kann ich, nicht mal denken. Nur hören, nein, *wahrnehmen* kann ich – eine Stimme, die sich aus den Schatten entfaltet. Eine schöne Stimme ist es, schön und schrecklich. Sie schlängelt sich um mich, *durch* mich, flüstert mir süße Versprechen ein, verspricht Vergessen, verspricht Erlösung.

Gib nach, surrt sie, vergiss. Spür ihn nicht, den Schmerz.

Einen Moment lang oder Tausende zögere ich und denke darüber nach ... Nachgeben, vergessen scheint so viel verlockender zu sein, als zu widerstehen und sich zu erinnern. Meine Kräfte schwinden, ich bin die Schmerzen leid. Die Stimme ist so schön, so verlockend, so überzeugend, dass sie mich beinahe verzehrt. Und doch ... ich kann nicht. Wenn ich loslasse, verliere ich etwas, das sehr wichtig ist. *Einen Menschen*, der sehr wichtig ist. Wen, daran erinnere ich mich nicht.

Ich erinnere mich nicht, wer *ich* bin.

Du bist die Finsternis. Die Schatten drängen näher heran, und ich ziehe mich fester in mich zusammen. Wie ein Sandkorn unter endlosen schwarzen Wellen. *Diese Finsternis ist dein.*

Und doch gebe ich nicht auf.

COCOS FEUER

Reid

Coco lehnte am Grabstein neben mir. Eine verwitterte Statue der Heiligen Magdaleine ragte über uns auf, ihr bronzenes Gesicht lag schemenhaft im grauen Zwielflicht. Coco hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Sie sagte auch nichts. Sie rieb nur mit dem Daumen über eine Narbe auf ihrer Handfläche, immer und immer wieder, bis die Haut wund gescheuert war, doch sie schien es nicht zu bemerken. Sie schien überhaupt nichts zu bemerken.

Sie war mir auf den Friedhof gefolgt, nachdem Lou die Spülküche nach rotem Fleisch durchsucht hatte, weil der Fisch, den Pater Achille zum Abendessen zubereitet hatte, ihr nicht genügte. Die Art und Weise, wie sie sich auf das noch halb rohe Rindfleisch gestürzt hatte, war im Grunde nicht verwunderlich, schließlich hatten wir tagelang nichts gegessen, und der Eintopf zum Frühstück und das harte Brot mit Käse zum Mittagessen hatten unseren Hunger nicht stillen können. Und dennoch ...

Mein Magen zog sich aus unerfindlichen Gründen zusammen.

»Ist sie schwanger?«, fragte Coco irgendwann und sah mich an. Matt fuhr sie fort: »Sag mir, dass ihr aufgepasst habt. Sag mir, dass wir nicht *noch* ein Problem haben.«

»Ihre letzte Blutung hatte sie vor zwei Wochen, und seitdem haben wir nicht ...« Ich räusperte mich verlegen.

Coco nickte, reckte das Gesicht gen Himmel und schloss die Augen. »Gut«, sagte sie erleichtert.

Ich musterte sie verstohlen. Nicht ein Mal hatte sie seit La Mascarade des Crânes geweint, doch ihre Lider waren geschwollen. Reste von Kaja befleckten noch immer ihre Wangen. Tränenspuren. »Bist du ...« Die Worte blieben mir im Hals stecken. Ich hüstelte und setzte noch einmal an. »Drinne habe ich eine Wanne gesehen, falls du ein Bad nehmen willst.«

Sie umklammerte nur mit den Fingern ihren Daumen, als würde sie immer noch Anselns Blut an ihren Händen spüren. In jener Nacht hatte sie ihre Hände im Doleur geschrubbt, bis sie wund waren, hatte im Léviathan, dem Gasthaus, in dem so viel schiefgegangen war, ihre Kleider verbrannt.

»Ich bin zu müde«, murmelte sie endlich.

Ich spürte nur zu vertrauten Kummer, vertraut und schmerzlich. »Wenn du darüber reden willst ...«

Sie öffnete die Augen nicht. »Wir sind keine Freunde.«

»Doch, sind wir.«

Da sie nichts darauf erwiderte, wandte ich mich ab und versuchte, es ihr nicht übel zu nehmen. Auch gut. Wenn sie dieses Gespräch nicht führen wollte, mir ging's ähnlich. Ich verschränkte die Arme gegen die Kälte und hatte mich gerade auf eine lange, schweigsame Nacht eingestellt, als plötzlich Ansel wild entschlossener Gesichtsausdruck vor meinem inneren Auge erschien. Seine unerschütterliche Überzeugung. *Lou ist meine Freundin*, hatte er einmal zu mir gesagt. Noch vor mir war er bereit gewesen, ihr nach Chateau le Blanc zu folgen. Er hatte ihre Geheimnisse für sich behalten und ihre Bürden getragen.

Ich fühlte mich schuldig.

Mochte Coco es auch anders sehen – sie und ich waren Freunde.

Ich kam mir vor wie ein Tölpel, doch ich zwang mich zu sprechen: »Ich meine halt nur, dass es mir nach dem Tod des Erzbischofs sehr geholfen hat, darüber zu reden. Über *ihn*, meine ich. Also ...« Unbeholfen zuckte ich die Schultern. Meine Augen brannten. »Falls du ... das Bedürfnis hast, darüber zu reden ... ich bin hier.«

Nun öffnetest du doch die Augen. »Der Erzbischof war ein krankes Schwein, Reid. Es ist abscheulich, ihn mit Ansel zu vergleichen.«

»Tja«, entgegnete ich und sah sie bedeutungsvoll an, »man kann sich halt nicht aussuchen, wen man liebt.«

Da senkte sie rasch den Blick. Zu meiner Schande bemerkte ich, dass ihre Lippen zitterten.

»Ich weiß.«

»Tatsächlich?«

»Ja, tatsächlich«, entgegnete sie mit einem Hauch ihrer alten Bissigkeit. Ihre Züge fingen Feuer. »Ich weiß, dass es nicht meine Schuld war. Ansel hat mich geliebt, und ... und nur weil ich ihn nicht auf die gleiche Art wiedergeliebt habe, heißt das nicht, ich hätte ihn weniger geliebt. Auf jeden Fall habe ich ihn mehr geliebt als *du*«, sagte sie hitzig, beim letzten Wort überschlug sich ihre Stimme. »Und deshalb kannst du dir deine herablassenden Ratschläge und vor allem dein Mitleid sonst wohin schieben.«

Ich ließ mir nichts anmerken und blieb einfach hocken. Sollte sie doch um sich schlagen, das hielt ich aus.

Sie sprang auf und zeigte mit dem Finger auf mich. »Und ich werde bestimmt nicht hier sitzen und zulassen, dass *du* mich verurteilst für etwas, das ich ... das ich ...« Sie schnappte nach Luft, eine einzelne Träne lief ihr die Wange hinunter, und als sie zwischen uns in den Schnee fiel und versank, sackte Coco in sich zusammen. »Für etwas, das ich nicht verhindern konnte«, beendete sie den Satz so leise, dass ich es fast überhört hätte.

Langsam stand ich auf und stellte mich ungelenk neben sie. »Ich verurteile dich nicht, Coco. Und ich bemitleide dich auch nicht.« Auf ihren zweifelnden Blick hin schüttelte ich energisch den Kopf und bekräftigte: »Wirklich nicht. Ansel war auch mein Freund. Und dass er sterben musste, ist nicht deine Schuld.«

»Ansel ist nicht der Einzige, der in dieser Nacht gestorben ist.«

Gemeinsam blickten wir auf den dünnen Dampffaden, der von der Stelle aufstieg, an der ihre Träne gelandet war.

Dann blickten wir hinauf zum Himmel.

Dunkler, unheilvoller Rauch verschleierte die untergehende Sonne. Das sollte eigentlich nicht möglich sein. Wir waren seit Tagen unterwegs. In Cesarine quoll noch immer Rauch aus den Tunnelleingängen, aus der Kathedrale, den Katakomben, dem Schloss, den Friedhöfen, Gasthäusern und Gassen und verdunkelte den Himmel – aber hier, viele Meilen weit entfernt, hätte es klar sein müssen. Was da unter der Hauptstadt loderte, war jedoch nicht irgendein Feuer. Ein schwarzes Feuer war es, unnatürlich und endlos, als käme es aus den Eingeweiden der Hölle.

Cocos Feuer.

Ein Feuer, dessen Rauch das ganze Königreich einhüllte.

Heißer als gewöhnliche Flammen brannte es und vernichtete sowohl die Tunnel als auch die armen Seelen, die darin gefangen waren. Schlimmer noch. Wenn es stimmte, was der Fischer sagte, der uns angesprochen hatte und dessen Bruder zufällig Novize bei den Chasseuren war, vermochte niemand die Flammen zu löschen. König Auguste war nichts anderes übrig geblieben, als an jedem Tunnelzugang einen Chasseur zu postieren, damit dessen Balisarda ein Übergreifen des Brands auf die Stadt verhinderte.

Offenbar hatte La Voisin die Wahrheit gesprochen, als ich sie im Léviathan zur Rede stellte. Bevor sie mit den überlebenden Bluthexen in den Wald geflohen war, sprach sie eine unmissverständliche Warnung aus: *Es ist ihr Kummer, von dem sich das Feuer nährt. Und es wird nicht erlöschen, ehe sie ihren Kummer verwunden hat.*

Toulouse, Thierry, Liana und Terrance waren in diesen Tunneln gefangen.

»Es ist trotzdem nicht deine Schuld, Coco.«

Sie verzog das Gesicht und sah zur Statue der Heiligen Magdaleine auf. »Es waren meine Tränen, die das Feuer entfacht haben.« In sich zusammengesunken saß sie da, die Knie vor die Brust gezogen, die Arme um ihre Schienbeine geschlungen. »Alle sind tot, nur meinetwegen.«

»Es sind nicht alle tot.« Madame Labelle fiel mir ein. Ihre Schierlingsfesseln, ihre feuchte Kerkerzelle. Die knöchernen Finger des Königs auf ihrem Kinn. Auf ihren Lippen. Ich spürte, wie Zorn in mir aufstieg, und – so schändlich es sein mochte – auch so etwas wie Erleichterung. Cocos Feuer war es zu verdanken, dass König Auguste – mein Vater – sich um wichtigere Dinge zu kümmern hatte als um meine Mutter.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, sagte Coco: »Noch nicht.«

Mist.

»Wir müssen zurück«, sagte ich ernst, als der Wind um uns auffrischte. Ich bildete mir ein, im Qualm den Gestank der verkohlten Leichen zu riechen und Ansel's Blut auf dem Boden. Selbst mit den Bluthexen und dem Werwolf als Verbündete hatten wir verloren, selbst mit dem Wilden Mann. Wieder wurde mir die unglaubliche Torheit unseres Plans bewusst. Wenn wir allein zum Schloss marschierten, würde Morgane uns einfach niedermetzeln. »Auf mich wird Lou nicht hören, aber vielleicht hört sie ja auf dich. Deveraux und Blaise sind in Cesarine geblieben, um nach den anderen zu suchen. Wir könnten ihnen helfen, und wenn wir das geschafft haben, können wir immer no...«

»Sie werden sie nicht finden, Reid. Glaub mir doch endlich. Keiner von denen, die in den Tunneln zurückgeblieben sind, hat überlebt.«